

Gemeinschaft bis ins Alter

Pastoraltheologische Überlegungen zur Altenarbeit mit Schwestern

Franz-Josef Hungs, Ottobrunn

Seit Jahren gibt es in der Erzdiözese München und Freising seitens der „Vereinigung der geistlichen Schwestern“ alljährlich Angebote für ältere Schwestern. Diese Angebote finden regen und vor allem beständigen Zuspruch. Die hierbei gewonnenen Einsichten bilden den ersten Erfahrungshintergrund, von dem die folgenden Überlegungen ausgehen. Gleichzeitig ist der Autor an Seminaren für Ordenschristen beteiligt, die von der „Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle. Referat Grundwerte“ (Hamm) veranstaltet werden.¹ Die Angebote tragen den Titel: „Gemeinschaft bis ins Alter. Älterwerden in der Ordensgemeinschaft“. Auch sie stoßen – besonders bei Frauengemeinschaften² – auf großes Interesse. Damit ist ein weiterer Erfahrungsaspekt genannt, der diese pastoraltheologischen Erwägungen begleitet. Hinzu kommen schließlich noch Gesichtspunkte aus persönlichen Gesprächen. Und nun die Frage, die diesen Beitrag motiviert:

Welche Gedanken bewegen einen pastoral Verantwortlichen, der selbst kein Ordenschrist ist, also gleichsam ein „Außenstehender“ bleibt, im Blick auf die gegenwärtige pastorale Altenarbeit mit Schwestern?

Seminare, die das gemeinsame Leben mit älteren Schwestern in einer Ordensgemeinschaft zum Thema haben, sind – wie bereits angedeutet gefragt. Diese Sensibilität speist sich sicherlich nicht nur aus den konkreten Verhältnissen, sondern ist auch von der realistischen Sorge um die Zukunft der eigenen Gemeinschaft bestimmt. Das ist durchaus plausibel. Anders ist es allerdings schon mit der Einsicht, daß bei solchen Seminaren vor allem von jenen älteren Schwestern die Rede ist, die – aus welchen Gründen auch immer, sei es aufgrund ihres Alters oder ihrer körperlichen Konstitution oder seelischen Verfassung! – nicht mehr ansprechbar sind bzw. sich nur noch schwer in das Gemeinschaftsleben integrieren können. Die Folge ist: Angebote unter dem Titel „Gemeinschaft bis ins Alter. Älterwerden in der Ordensgemeinschaft“ konzentrieren sich zu schnell auf die älteren Schwestern als *Problemgruppe*. Pastorale Bemühungen in der Altenarbeit gewinnen so den Zug einer *pastoralen Krisenintervention*. Sicherlich kommt bei solchen Bemühungen um „die Älteren unter uns“ auch jeweils die Gemeinschaft als ganze am Rande mit zur

1 Unter dem o. g. Titel fanden bisher mehrere Angebote statt. Die Nachfrage war so groß, daß sich eine Fortführung eindeutig empfiehlt.

2 Dieser Eindruck bestätigt sich immer wieder.

Sprache, aber zum „Thema“ wird sie selbst nicht. Vielmehr ist es so: Die Sorge um die älteren und alten Schwestern wird zur Verpflichtung *aller*, der *ganzen* Gemeinschaft; die (Für-)Sorge angesichts der großen Zahl der älteren Schwestern wird auf „alle“ Schultern gelegt. Sicherlich ist vieles daran richtig, berechtigt. Denn die älteren und alternden Mitschwestern haben selbstlos ihren „Dienst“ im Namen und auch gegenüber der eigenen Gemeinschaft getan. Sie haben ein Anrecht, ja sogar einen Rechtstitel darauf, daß sie nun in ihrem Alter von der Gemeinschaft mitgetragen werden; nur wie die anderen „Generationen“ damit „beschäftigt“ werden, ist in den meisten Fällen wenig liebenswert und vor allem nicht motivierend: „Die Anderen“, die noch nicht... so alt sind, werden appellativ, ja moralisierend zusätzlich zu ihrer Verantwortung für die ganze Gemeinschaft belastet. Gedient ist damit niemandem: Die einen werden angesichts der oft zitierten umgekehrten „Alterspyramide“ in der eigenen Gemeinschaft zusätzlich geängstigt und überfordert, die anderen beschreiten in ihrer innerpsychischen und auch spirituellen Bedrängnis Wege, um *außerhalb* der Gemeinschaft für die Gemeinschaft angesichts der auf ihnen lastenden Verantwortung zu „überleben“.

Alle diese Einsichten führen dazu, nicht mehr nur – schonend und beschönigend – von einer „*Gemeinschaft bis ins Alter*“ oder vom „*Älterwerden in der Ordensgemeinschaft*“ zu sprechen, sondern den o.g. Titel und die pastoral-theologische Perspektive in die Thematik umzumünzen: „*Älterwerden in einer alternden Gemeinschaft*“.

Denn so betrifft es nicht nur eine „Generation“, eine „Altersphase“, sondern *alle* in der Gemeinschaft; nun geht es nicht mehr nur um eine ohnehin geängstigte einzelne Gruppe, sondern um das „Gefüge“ der Gemeinschaft als ganze. Nicht mehr die Älteren sind „das Problem“, sondern die *Gemeinschaft als ganze, angesichts ihrer Geschichte, in ihrer Gegenwart und in ihren „Zukunftsperspektiven“*.

Im Blick auf die zu Beginn genannten Erfahrungen hat der Autor den Eindruck, daß so manche „Bemühung“ um die älteren Mitschwestern (und Mitbrüder³) nur verbirgt, worum es tatsächlich geht:

Es geht nicht nur um die Älteren unter uns, sondern – in ihrem Angesicht – um uns alle. Es geht um die gemeinsame Geschichte in einer Kirche, die sich gerade angesichts der Ordens- und Lebensgemeinschaften heute die Frage nach der eigenen spirituellen Kontinuität, Kompetenz und Präsenz stellen lassen muß.

Damit weitet sich die Fürsorge um die älteren Mitschwestern und Mitbrüder nicht nur zur Sorge um die alternden Gemeinschaften als ganze, sondern wird zur pastoralen Verantwortung *aller* in der Kirche. Es genügt nämlich offenkundig längst nicht mehr, sich theologisch und innerkirchlich Gedanken über die „Aufgabe der Orden in unserer heutigen Zeit“ zu machen, sondern gefragt

3 Unter etwa 35 Teilnehmerinnen fanden sich immer wieder 3–5 Mitbrüder, aber eben „Laienbrüder“ und keine Priester.

ist gleichzeitig auch die *Mitverantwortung der ganzen Kirche* am Geschick „ihrer“ geistlichen Gemeinschaften. Für den Außenstehenden mögen solche Überlegungen selbstverständlich sein; Tatsache ist aber, daß gerade die Erfahrungen, von denen hier ausgegangen wird, zeigen, daß eine solche gesamt-kirchliche Verantwortung noch längst nicht erkannt, nicht respektiert, nicht mitgetragen wird.⁴ Im ständigen Blick auf diese Gesamteinschätzung wollen die folgenden pastoraltheologischen Überlegungen gesehen und beurteilt werden.⁵

Der fehlende Generationenvertrag

Die Alterspyramide der Ordensgemeinschaften steht „auf dem Kopf“. Diese Tatsache spiegelt die Situation in unserer Gesellschaft, zunehmend auch in der Kirche, wider. Sie ist also, so gesehen, nichts Außergewöhnliches. Mit dem großen, ja bisweilen übergroßen „Überhang“ von Älteren und Alten können die anderen Generationen nicht Schritt halten. Bezeichnend ist dabei sicherlich, daß es immer weniger „Nachwuchs“ gibt; gleichzeitig darf nicht übersehen werden, daß diese „nachrückende“ Generation, wenn von einer „Generation“ überhaupt die Rede sein kann, in einigen Persönlichkeiten selbst wieder schon älter ist. Vor allem aber fehlt es in vielen Gemeinschaften an den 40- bis 50jährigen Mitschwestern. Hinzu kommen noch zwei weitere Gesichtspunkte, die sich verallgemeinern lassen: Einmal tragen viele sog. „neue“ oder „junge Alte“, also die 55- bis 65jährigen, die Hauptverantwortung in ihrer Gemeinschaft; andererseits sind, weil deren Zahl so gering ist, auch noch viele Ältere bis weit über 70 Jahre an verantwortlicher und leitender Stelle tätig. Diese Tatsachen kennzeichnen nicht nur den *personellen* Stand der einzelnen Gemeinschaft, sondern weisen gleichzeitig auch auf einen gleichsam „*ideellen*“ Tatbestand hin: Die Erlebnis- und Lebenswelt aller wird fast Übergewichtig von der Emotionalität und Spiritualität der Älteren bestimmt. Das „Langzeitgedächtnis“ der vielen ist eben mächtiger als das kreative Stehvermögen der wenigen.

Ein Aspekt der heutigen Alterspyramide sei noch ausdrücklich angesprochen: Viele, ja, die meisten, die heute am Leben einer Ordensgemeinschaft teilnehmen, sind spirituell und asketisch unter der Zuversicht eines Generationenvertrages im Noviziat angeleitet und im Juniorat begleitet worden. Dieser „Vertrag“ kann aber längst nicht mehr eingehalten werden. D. h. die ideelle Grundeinstellung, die am Anfang des Weges stand, sieht ihre reale Basis dahinschwinden. Viele Schwestern können sich in der Gestaltung ihres persönlichen Ordenslebens nicht mehr auf das berufen, was sie einmal kennengelernt und für sich selbst erkannt haben. Zu einer Neuorientierung bedürfte es der

4 Der Autor sieht darin den Schatten einer jahrzehntelangen Geringschätzung von „Ordensfrauen“ – nicht zuletzt auch durch den Klerus.

5 Die folgenden Gedanken sind in vielem meinen Partnern verpflichtet, so Herrn P. Eberhard Löcher (Schwarzenberg/Scheinfeld) und Herrn Diakon Dr. Fritz Fromme (Köln/Remscheid).

Zeit und Ruhe, aber sie läßt wiederum „der tägliche Andrang“ nicht zu. So gerät spirituelle Dringlichkeit oft genug unter den Druck des apostolischen Dienstes, und die Chancen eines ideellen Generationenvertrages schwinden immer mehr dahin.⁶

Der Persönlichkeitsunterschied

Der damit angesprochene Altersaspekt heutiger geistlicher Gemeinschaften ist – wenigstens für einen Außenstehenden – besonders sensibel, kann seine Darstellung doch leicht zu Mißverständnissen und Verletzungen zwischen den Generationen führen.

Da ist einmal die *berufliche* Ausbildung und Tätigkeit: Viele der heute älteren und alten Schwestern haben ihre *berufliche* Ausbildung – wenn überhaupt⁷ – erst in der Gemeinschaft erfahren. Für sie sind die berufliche Professionalität und die damit gegebene persönliche Unverwechselbarkeit aufs engste mit der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft verbunden. Gleichzeitig haben sie selbstverständlich ja gesagt zu jedem Dienst, den das gemeinschaftliche Leben von ihnen erwartet. Das Letzte behält auch für die anderen Generationen seine Gültigkeit, nur gibt es für sie doch deutliche Unterschiede: Immer mehr Schwestern haben ihre Ausbildung bereits vor dem Eintritt in die Gemeinschaft erhalten, ja, die so vorausgehende berufliche Professionalität leitet(e) häufig die Entscheidung für die eine, bestimmte Gemeinschaft mit. Berufliche Professionalität ist für diese Schwestern nicht ein Angebot seitens der Gemeinschaft, sondern bleibt eine Gabe und Chance, die sie in die Gemeinschaft persönlich mitbringen. Sie wirken „selbständiger“ und fühlen sich „unabhängiger“.⁸ Das alles stärkt sie erfahrungsgemäß auch angesichts des Alterungsprozesses ihrer Gruppe. Diese „Stärke“ verliert jedoch überraschend schnell ihre Kraft, wenn sich die Gemeinschaft von Diensten und Aufgaben trennen muß, für die die eigene Ausbildung einmal gedacht war. Erfahrungsgemäß ist die Betroffenheit unter solchen Schwestern – meist sind es (noch) „junge Alte“ – besonders groß, erleben sie doch auf diese Weise unmittelbar, wie ihre Gemeinschaft und sie mit ihr altern.⁹

6 Hierin liegt sicherlich mit ein Grund, worum es heute so manchem Jüngeren schwerfällt, sich für das Leben in einer geistlichen Gemeinschaft vor allem mit sozial-caritativem Auftrag zu entscheiden.

7 Denn tatsächlich haben viele alte Schwestern keine berufliche Ausbildung in ihrer Gemeinschaft erhalten – es sei denn es handelt(e) sich um Gemeinschaften, die von ihrer Zielsetzung und Aufgabenstellung her eine solche Förderung der einzelnen Mitschwester vorsahen (so z. B. für den Schuldienst). Aber auch dann gab es lange, lange Zeit zwei Gruppen von Mitschwestern bzw. Mitbrüdern.

8 Dieses Sprachspiel macht hellhörig. Es sagt nicht nur etwas über diese Schwestern selbst, sondern auch über ihre Sicht des gemeinschaftlichen Lebens aus. Andererseits lassen solche „Zwischentöne“ kaum – wie man vorschnell als „Ältere(r)“ urteilen könnte – auf mangelnden Ernst in der persönlichen Lebensentscheidung schließen.

9 Dieser nicht nur psychologisch, sondern auch spirituell gewichtige Aspekt des Alterungsprozesses wird noch viel zu wenig gesehen.

Weit tragischer als dieser berufliche Aspekt wirken andere, persönliche Faktoren aus der Lebens- und Gemeinschaftsgeschichte der einzelnen älteren Schwester auf den Alterungsprozeß einer Gemeinschaft: In vielen Gemeinschaften ist über die Jahrzehnte hin zu wenig für die *Persönlichkeitsbildung* der Schwestern getan worden.¹⁰ Es gab zwar spirituelle Impulse, aber meist nur in Form des „Vortrags“ oder von sog. „Punkten“; doch wurde über das Gesagte nicht miteinander gesprochen. Damit blieb aber eine gewichtige Chance lebensgeschichtlicher Selbstklärung, religiöser Bildung und sozialer Kompetenz ungenutzt, und so sind viele ältere Schwestern von ihrem Problembewußtsein her der Entwicklung, die ihre Gemeinschaft nimmt, nicht gewachsen – ganz zu schweigen von der Bedrohung, die für sie von diesem Geschehen ausgeht. So ist der Unterschied zwischen den Schwestern einer Gemeinschaft oft genug nicht nur alters-, sondern auch *bildungsbedingt*.

Wie arg die Auswirkungen dieses Tatbestandes für die ganze Gruppe werden können, läßt sich an den Gemeinschaften ablesen, in denen alle Schwestern an der Oberinnenwahl beteiligt sind. Was auf der einen Seite ohne Zweifel mit zu den Höhepunkten ordensgeschichtlicher Freiheit und Selbständigkeit gehört, führt nun andererseits eine alternde Gemeinschaft in (hausgemachte) personelle Krisen. Es ist nur verständlich, daß auf diese Weise die älteren und alten Schwestern allein schon durch ihre Zahl für die anderen Generationen zu einer „Bedrohung“ oder zu einer „Problemgruppe“ werden.

Vieles, was so zutage tritt, läßt sich sicherlich nicht mehr ändern, es gehört vielmehr zu den Folgelasten, die heute geistliche Gemeinschaften und auch die ganze Kirche zu tragen haben – nur sollte darüber offen und kundig gesprochen werden können. Denn so alleine kann die Last auch gemeinsam getragen werden. Wer weiß, vielleicht sind die älteren Schwestern auf ihre Weise¹¹ stärker, als die anderen Altersstufen es ahnen. Auf keinen Fall genügt die „Losung“ an die Älteren, die tatsächlich gelegentlich noch zu hören ist:¹² „Sie können immer noch etwas für die Gemeinschaft tun, beten und – Kartoffeln schälen“. Wer so das Altern der einzelnen Schwester sieht, mit dem läßt sich kaum lebenswürdig über eine alternde Gemeinschaft sprechen.

10 In dieser Hinsicht bieten die geistlichen Gemeinschaften ein Spiegelbild unserer Gesellschaft.

11 Dieser Eindruck beschäftigt den Autor immer wieder. Sicherlich ist diese „Stärke“ auch ein Zeichen von Schwäche; aber ein solcher Tatbestand darf nicht einfachhin zu Lasten der anderen Altersstufen gehen, die dann aufgefordert werden, doch „Verständnis“ zu zeigen.

12 Diese Einschätzung ist längst noch nicht anekdotenhaft oder singulär, wahrhaftig nicht! Es geht bei solchen Äußerungen weniger um eine Geringschätzung der einzelnen älteren Mitschwester, sondern weit eher um Hilflosigkeit gegenüber dem Alter und seinen psychischen und körperlichen Erscheinungen.

Wunsch nach „Durchlässigkeit“

Es sei noch einmal ausdrücklich klargestellt: Die Änderung der Fragestellung zu Beginn des Beitrages will die Nöte der alternden und älteren Schwestern und auch die Sorge der Gemeinschaften um sie nicht bagatellisieren. Es geht vielmehr darum, einen Standort des Gespräches zu finden, der den Lebensumständen *möglichst vieler* Betroffener gerecht werden kann. Leitend dabei ist die Überzeugung: Sich den alternden Schwestern zuwenden bedeutet – neben aller Fürsorge und Pflege – auch, sich redlich dem Alterungsprozeß der Gemeinschaft stellen, in deren Namen diese ein Lebenlang ihren Dienst getan haben und deren Gegenwart und Zukunft sie nun so ratlos machen.¹³

Zu dieser Zuwendung gehört es auch, sich den Fragen der sog. „Jungen“ oder „Jüngerer“, also im Juniorat, zu öffnen. Es trifft verständlicherweise alle, wenn jüngere Schwestern angesichts des Alterungsprozesses der eigenen Gemeinschaft für ihr geistliches Leben keine Chance sehen und die Gruppe verlassen. Denn mit jedem Abschied schwindet auch für die „Zurückgebliebenen“ ein Stück Zukunft dahin. Dieser Aspekt wirkt allerdings reichlich narzißtisch, wenn diese „Jüngerer“ ihre Sorgen äußern: Junge Mitschwestern stellen sich gerade angesichts ihrer Berufung¹⁴ die Frage, wohin sie denn gehen sollen, wenn ihre Gemeinschaft immer mehr schwindet und u. U. nicht mehr überlebensfähig ist? Sie brauchen und suchen so auf ihre Weise Kontakt zu Mitschwestern aus anderen Gemeinschaften, um zu wissen, welchen Weg sie dann gehen können. Während des Juniorates sind solche Beziehungen noch möglich, danach schwinden sie – nicht zuletzt durch die Inanspruchnahme im Dienst der eigenen Gemeinschaft – immer mehr dahin. Denn gerade der Alterungsprozeß der Gemeinschaften führt zu einer strengeren „Binnenkultur“, die eine „Durchlässigkeit“ für gemeinschaftsüberschreitende Kontakte, wie sie für die jüngeren Schwestern wünschens- und überlebenswert wäre, selten zuläßt. Damit stellt sich wohl eine der schmerzhaftesten Fragen dieser pastoralen Überlegungen: Inwieweit dient die Berufung der einzelnen Schwester dem Bestand der jeweiligen Gemeinschaft? Oder ist es nicht vielmehr umgekehrt: Die Gemeinschaft ihrerseits steht, treu gegenüber der Gründerpersönlichkeit, im Dienst anderer und begleitet und fördert in deren Sinn eine Berufung der einzelnen Schwester?! Daß sich beides nicht ausschließt, nicht „auszuschließen braucht“, wie gewöhnlich argumentiert wird, ist eine Binsenweisheit. Anders ist es schon mit der Aufmerksamkeit, die dem einen oder anderen Aspekt bevorzugt gewidmet wird. Tatsache bleibt, daß dieser Gedanke einer „Durchlässigkeit“, des Kennenlernens und der bleibenden Offenheit von vielen Verantwortlichen nicht (gerne) gesehen wird. Damit wird aber auch der Ernst des Alterungsprozesses der eigenen Gemeinschaft nicht voll zur Kenntnis genommen!

¹³ Es kann daher nicht alleine darumgehen, anderen „beizustehen“. Gefragt ist vielmehr auch der eigene Realitätssinn. Er wird dann auch jede „Hilfe“ in rechter Weise lenken.

¹⁴ Die folgenden Einsichten verdankt der Autor Gesprächen mit Junioratsschwestern.

Argumente, daß auf diese Weise der „Beliebigkeit“ Tür und Tor geöffnet seien, daß auf diesem Wege das persönliche Versprechen der einzelnen Schwester gerade gegenüber der bewußt gewählten Gemeinschaft geschmälert würde, sind aus der Sicht der Gemeinschaft plausibel und meist auch formaljuristisch bedenkenswert, aber damit kann ein solcher Wunsch nach „Durchlässigkeit“ nicht gleich schon abschlägig beschieden werden. Er gehört vielmehr zu den Fragen, die geistlichen Gemeinschaften heute aus der Sicht des Autors gestellt sind. Die Sorge der einzelnen Gemeinschaft kann sich gerade eben nicht alleine auf die *Gegenwart der älteren Mitschwestern* beziehen, sondern muß gleichzeitig auch – nicht zuletzt aus Respekt vor dem Versprechen, das *jede* einzelne Schwester gegeben hat – *die Zukunft der anderen* miteinschließen.

Und die älteren und alten Schwestern selbst? Werden sie durch diese Erwägungen nicht noch zusätzlich belastet? Sicherlich, aber sie vor solchen Fragen „verschonen“, bedeutet andererseits: sie nicht ernstnehmen.¹⁵ Es ist allerdings eine Frage, *wie* den älteren Mitschwestern solche Zusammenhänge vermittelt werden. Gerade weil diesen Schwestern das Gebet für die Gemeinschaft anvertraut wird, sollten sie auch *wissende Beterinnen* sein können.

Eine fast vergessene Generation

Bemerkenswert ist die Richtung, die Gespräche über den Alterungsprozeß der eigenen Gemeinschaft unter verantwortlichen Schwestern immer wieder nehmen: Zuerst ist von den älteren und alten Schwestern die Rede, die in ihrer großen Zahl die eigene Gemeinschaft mit Sorge erfüllen oder das einzelne Haus geradezu „bedrohen“¹⁶ – dann aber plötzlich sprechen dieselben Schwestern von sich, von ihrer eigenen Generation und von der Verantwortung, die sie zu tragen hat: „Wir sind ja selber auch nicht mehr die Jüngsten!“ Es sind Schwestern, die – wie bereits angedeutet – zu den sog. „neuen Alten“ und darüber hinaus zu den zahlreichen „Alten“ gehören, die immer noch „im Dienst“ sind und ohne die es in vielen Gruppen oder Häusern schon längst nicht mehr gehen würde. Dieses Bild der geistlichen Gemeinschaften entspricht nur zum Teil der gesamtgesellschaftlichen Situation: Denn dort gibt es zwar auch eine begrenzte Zahl von sog. „neuen“ oder „jungen Alten“, also von einer Generation des Überganges, aber die sog. „Alten“ sind längst aus dem beruflichen Leben ausgeschieden. Gerade *das* aber ist in den Gemeinschaften und auch in der gesamten Kirche nicht der Fall; hier gehören im Bewußtsein vieler Verantwortlichen „die bis 70jährigen“ immer noch zu den – „Jüngeren“.

Dieser Umstand prägt das Lebensgefühl der angesprochenen Altersgruppe und erhellt auch die Belastung, unter der sie steht. Ihre Lebens- und Berufs-

15 Nichts ist für die Altenpastoral verhängnisvoller als eine Fürsorglichkeit, die es „doch nur gut meint“, aber in Wahrheit bevormundet.

16 Das Urteil mag hart und lieblos klingen, aber es kennzeichnet realistisch die Lebensumstände in so manchem „Mutterhaus“.

welt, ihr Verständnis vom schvesterlichen Dienst, ihre spirituelle Erfahrungsgeschichte und ihre Erwartungen an die Gemeinschaft kennzeichnen ganz wichtig auch den Alterungsprozeß der *ganzen* Gemeinschaft mit. Wie „alt“, wie „überaltert“ eine geistliche Gemeinschaft tatsächlich ist, entscheidet sich nicht nur an der „vierten“ Generation der Mitschwestern, sondern wenigstens ebenso deutlich auch an der hier angesprochenen Gruppe von Schwestern, die (immer noch) weitgehend die Verantwortung in den Gemeinschaften innehaben¹⁷. Die pastorale Erfahrung zeigt, daß diese Gruppe auch selbst leicht zu einer „*Problemgruppe*“ für die Gemeinschaft werden kann, nicht weil sie altersspezifisch „schwierig“ wäre, sondern weil sie (fast) die ganze Last der Gemeinschaft zu tragen hat (vgl. z. B. die hohe Zahl der Oberinnen, die zu dieser Gruppe gehören). Worin liegt diese Last? Einmal sind da die Sorgen der vielen älteren Mitschwestern um die Zukunft der Gemeinschaft, die gerade an solche „noch Jüngere“ herangetragen werden. Hinzu kommt die Begleitung der Schwestern im Pflegebereich und auf den „beschützenden Stationen“¹⁸. Andererseits ist diese Gruppe für die wenigen wirklich „Jüngeren“ nach deren Einschätzung schon bereits weit von den eigenen Lebenseinsichten und spirituellen Bedürfnissen entfernt. Schließlich gehört es geradezu zur *Tragik* der „jungen Alten“ und „Alten“, daß die ihnen nachrückenden 40- bis 50jährigen Mitschwestern nur gering an Zahl sind.¹⁹ D. h. diese Altersstufe leidet auf ihre Art noch einmal in charakteristischer Weise unter der mangelnden Kontinuität der Generationen in der einzelnen Gemeinschaft.

Sicherlich ist diese Generation nicht „vergessen“, im Gegenteil: Sie ist fest eingeplant. Trotzdem: Spirituell und lebensgeschichtlich findet sie nur geringe Aufmerksamkeit und erreicht mit ihren häufig existenziellen Bedürfnissen viel zu wenig das Interesse der anderen Altersstufen. Mit Gewißheit läßt sich bereits heute sagen, daß die Mitschwestern aus dieser Generation über weniger Alternschancen verfügen werden als die heute Älteren und Alten – nicht nur in personeller, sondern auch in spiritueller Hinsicht.²⁰

Unangemessenheit der „Lebensregel“

Im Gehorsam gegenüber dem konziliaren Auftrag haben sich viele Gemeinschaften darum bemüht, ihre Konstitutionen „durchzusehen und nach Ausscheiden veralteter Bestimmungen“ mit den Aussagen des Konzils „in Ein-

17 Es gehört wohl gegenwärtig zur innerkirchlichen Gesetzmäßigkeit, diesen Tatbestand kommentarlos hinzunehmen und personell kaum zu überdenken: „Wir sind ja froh, daß wir Sie noch haben...!“

18 Hier bedarf es mit Sicherheit weiterer pastoraler Erwägungen sowohl im Blick auf die Älteren selbst wie auch mit Rücksicht auf die Begleitenden, die Pflegenden.

19 Dieser Tatbestand ist allgemein gegeben und gefährdet besonders die Kontinuität in der einzelnen Gemeinschaft.

20 Viele Schwestern erleben dies bereits jetzt als einen starken psychischen Druck, werden aber damit häufig in der Gemeinschaft alleine gelassen und suchen dann Halt und Stütze außerhalb der eigenen Gruppe.

klang zu bringen²¹. Das Ergebnis solcher langen und sorgfältigen Bemühungen waren „Lebensregeln“, mit denen zahlreiche Gemeinschaften ihrem Leben und ihrem Dienst einen neuen Ausdruck und auch ein gewandeltes Verständnis gegeben haben. Doch die hier angesprochenen Aspekte finden in solchen Konstitutionen kein Echo. *Können* sie auch nicht; denn einmal reichen dazu Lebensregeln nicht aus, zum anderen haben sich die personellen und diakonischen Lebensumstände für viele geistliche Gemeinschaften in den letzten 15–20 Jahren so gewandelt, daß tatsächlich das „Maß“ solcher Lebensregeln nicht mehr greift. Augenscheinlich können die anstehenden Fragen der einzelnen Gemeinschaft und der einzelnen Schwester auch nicht alleine durch eine Anpassung der Regeln beantwortet werden; darum gibt es wenig Sinn, zusätzliche Überlegungen anzustellen oder Ergänzungen anzustreben.²²

Der Außenstehende²³ hat häufig den Eindruck, daß es gar nicht um die Regeln selbst geht, sondern um einen *offeneren Umgang* mit ihnen. Aber auch das geschieht bereits in vielen Situationen, doch meist nur im Blick auf die einzelne Schwester und auf deren Auftrag im Namen der Gemeinschaft. „Man“ bemüht sich gemeinsam auf diese Weise, wenn auch mit „schlechtem Gewissen“, den Realitäten zu entsprechen. Dabei spielen unterschiedliche Motive oder Gründe eine Rolle, etwa die wirtschaftliche Absicherung der ganzen Gemeinschaft oder der Wunsch, noch in einer der ursprünglich eigenen schulischen oder sozialen Einrichtungen mit wenigen Schwestern präsent zu bleiben oder „Häuser nicht ganz aufgeben zu müssen“. Aber ein Grundzug bleibt: Es besteht eine Diskrepanz in der Umgangsweise mit der Lebensregel, wenn es um die einzelne Mitschwester und um deren Dienst geht *und* wenn Belange der Gemeinschaft als ganze anstehen. Irgendwie wird im letzten Fall dann doch versucht, das Bild, das die Lebensregeln von der Gemeinschaft zeichnen, wenigstens als „Ideal“ zu erhalten – eben weil diese Weisungen oder Konstitutionen mehr als nur rechtliche Gebilde sind, nämlich ein spirituelles Lebens- und Gemeinschaftskonzept darstellen. Aber gerade wenn das so ist, dann muß die Frage nach der Angemessenheit der Lebensregel bzw. des „Umganges“ mit ihren Bestimmungen angesichts des Alterungsprozesses der eigenen Gemeinschaft gestellt werden. Denn es scheint nicht ratsam zu sein, spirituelles Leben und diakonischen Dienst vor allem appellativ an einem „Ideal“ zu orientieren.²⁴

Und die älteren Mitschwestern? Werden sie durch solche Überlegungen nicht zusätzlich bedrängt oder geängstigt? Können sie die damit verbundene Last noch mittragen? Ja, denn sie tragen längst mit! Es ist darum eine *geschwister-*

21 Vgl. Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens 3.

22 Dies würde auch vom „Verfahren“ her viel zu mühsam sein und viel zu lange dauern.

23 Der Autor dieser Überlegungen sieht sich bei allen Erfahrungen in der sog. „Schwesternarbeit“ immer noch in dieser Position; er glaubt nicht nur, „Außenstehender“ zu sein, sondern es – wohlverstanden – auch bleiben zu sollen.

24 Das wäre auch nicht im Sinne eines Ignatius von Loyola.

liche Geste zwischen den Generationen, in der Gemeinschaft oder im Haus auch darüber das Gespräch miteinander zu suchen und immer wieder als Kommunität oder in einzelnen Gruppen zu versuchen. Ob und inwieweit das gelingt, ist aus der Erfahrung des Autors eher eine methodische als eine gerontologische Frage.²⁵ Vor allem aber zeigt sich die Achtung vor der Würde des Alters nicht alleine darin, daß die Älteren „vor so manchem bewahrt“ werden, sondern ebensogut auch daran, daß sie weiter am gemeinsamen Leben – auch mit seinen Nöten und Sorgen – beteiligt bleiben.

Eine neue „Kultur“

Die Orden und geistlichen Gemeinschaften haben immer wieder neue Lebensformen in die Kirche eingebracht (vgl. z. B. das Werk des Benedikt, des Franz von Assisi, der Teresa von Avila und des Ignatius), sie haben auch neue diakonische Aufgaben entdeckt und wahrgenommen (vgl. die vielen sozial-caritativen Gemeinschaften aus den beiden letzten Jahrhunderten) – sie haben jeweils aber auch einen neuen *Lebensstil*, eine neue *Lebenskultur* entwickelt, angeboten und (vor-)gelebt. Zu dieser „Kultur“ gehören für alle geistliche Gemeinschaften die Nachfolge Jesu, die Achtung vor der Würde des einzelnen und seiner Lebensgeschichte und die Pflege des gemeinschaftlichen wie auch des sozial-caritativen Lebens gerade über die Grenze der eigenen Gruppe hinaus. Doch dieser „Lebensstil“ ist ohne die Kraft eines *spirituellen* Lebens und ohne die Einsicht *aszetischer* Erfahrungen nicht denkbar und ratsam.

Damit stellt sich aber aus der Sicht des Autors – auch angesichts der eigenen Lebensgestaltung als Priester und Theologe – eine *Grundfrage* an heutige geistliche Gemeinschaften, die sich in folgender Weise entfalten läßt:

Reichen die bisher gewiesenen spirituellen Wege und die bisher erprobten aszetischen Lebensformen aus, um eine geistliche Gemeinschaft auch weiterhin zu tragen und zu erhalten?

Welche Angebote für neue Wege können geistliche Gemeinschaften selbst machen?

Wie eng lassen sich Spiritualität und Diakonie, sozialberufliche Professionalität und Askese, heute überzeugend mit der Botschaft und Lebensart Jesu verbinden?

Welche Lebensräume gibt es, um gewandelte, neue Wege einer persönlichen Berufung und einer religiösen Lebensgemeinschaft zu suchen, zu erproben?

Der Autor ist selbstkritisch genug, um zu erkennen, wie leicht es ist, anderen Fragen zu stellen, auf die er selbst (noch) keine Antwort weiß. Darum kann es

25 Diese Einsicht hält der Autor für besonders wichtig im praktischen „Umgang“ mit älteren Menschen.

also im Folgenden nicht gehen, zumal der Autor auch selbst im Kontakt mit so mancher geistlichen Gemeinschaft persönliche Anregungen und berufsgeschichtliche Ermutigungen erfahren hat.²⁶ Insofern handelt es sich bei den folgenden Überlegungen um eine Art von „Bringschuld“: Persönliche, subjektive Einsichten sollen kurz, vielleicht auch für manche Einschätzung verkürzt, zusammengetragen werden:

– Es ist tragisch, mit ansehen zu müssen, wie geistliche Gemeinschaften nicht nur „altern“, sondern still, fast stumm dahingehen. Was so einmal der Inbegriff lebensgeschichtlicher Entscheidung und auch persönlicher Lebensplanung war, scheint keinen Bestand mehr zu haben. Das berührt nicht nur die Gemeinschaft als ganze, sondern vor allem auch die einzelne Schwester selbst. Gemeinschaftliches Leben ist, so gesehen, heute ständig auch ein *Leben des Abschiedes und der Trauer*. Die Ratlosigkeit der älteren, der *alten* Schwestern angesichts der Zukunft ihrer Gemeinschaft ist dafür ein schmerzhaftes Zeichen. Aber auch die „*Jüngeren*“ können nicht übersehen, daß die Gemeinschaft, die sie jetzt tragen, sie selbst „später“ kaum noch tragen kann – es sei denn, es werden neue Wege“ neue Formen des gemeinsamen geistlichen Lebens – bald und aus dem Schoß der eigenen Gemeinschaft – geboren. Aber immer weniger jüngere oder *junge* Schwestern können sich das augenscheinlich vorstellen.²⁷

– Doch bei einer solchen Art von „*Trauerarbeit*“ – wenn sie auch mehr Raum braucht, als ihr heute zugebilligt wird – kann es schon deshalb nicht bleiben, weil die gemeinsame spirituelle Zukunft in der Kirche auch dann noch lebendig und offen ist, wenn die einzelne Gemeinschaft ihren Dienst getan hat.²⁸ Dieser grundlegende gesamtkirchliche Aspekt alleine genügt jedoch nicht. Denn es wird für die einzelne Schwester erfahrungsgemäß immer schwerer, aus einer solchen allgemeinen Aussage hinreichend Kraft für das eigene Leben in einer (alternden) Gemeinschaft zu schöpfen. Dazu gehört nämlich nicht nur die gläubige Gewißheit, daß Gott „seine Herde nicht verläßt“ (vgl. Hebr 13,5), sondern auch eine *Lebenskultur* innerhalb dieser „Herde“, die der persönlichen Würde der Mitschwester – gleichgültig, zu welcher Altersgruppe sie gehört – gerecht wird *und* die der Realität der Gruppe entspricht (vgl. 1 Thess 2,7ff.). Selbstverständlich gibt es keine geistlichen Gemeinschaften „ohne Kultur“! Im Gegenteil: Die meisten von ihnen haben sogar die Lebensart und den Lebensstil in Kirche und Gesellschaft bis heute entscheidend mitgeprägt, *nur* – genügen diese Regeln den zwischenmenschlichen Beziehungen, diese Lebensformen und Handlungsmodelle heute den geistlichen Ge-

26 Hinter dieser sachlichen Äußerung verbirgt sich manche glückliche Erinnerung, über die sich nur sehr schwer sprechen läßt.

27 Wem fehlt es da wohl an der Weite des Herzens?!

28 Eine solche Einschätzung hört der Autor oft in Zusammenhang mit den diakonischen Aufgaben, die „früher“ von geistlichen Gemeinschaften getätigt wurden, „nun aber“ von der Gesellschaft selbst übernommen werden. Sicherlich ist das nur die halbe Wahrheit!

meinschaften tatsächlich noch selbst? Wie ausgewogen und menschlich gütig ist das Verhältnis von *vita contemplativa* und *vita activa*, von Spiritualität und Apostolat unter den konkreten Lebensumständen der Schwestern angesichts ihrer Dienste? Welche Gesprächskultur bestimmt das Leben in der Gemeinschaft bzw. in deren Gruppen?²⁹ Welche Bedeutung kommt der Muße und der persönlichen Lebens- oder Tagesgestaltung seitens der einzelnen Schwester zu? Welche Zugänge zur Persönlichkeitsbildung kennt und akzeptiert die Gemeinschaft? Welcher Motive und „Gründe“ bedarf es, um sich weiterzubilden zu „dürfen“? Werden dabei auch „die Grenzen“ der eigenen Gemeinschaft überschritten? Inwieweit entspricht der Umgang miteinander drinnen der beruflichen Professionalität und Verantwortung der einzelnen Mitschwester draußen? Wird innerhalb der Gemeinschaft ein Unterschied zwischen den eigenen Mitschwestern und den „Laienkräften“ auf der gleichen Tätigkeitsebene gemacht und wenn ja – welcher und mit welcher Begründung? Beruhen nicht viele Mißverständnisse und Nöte zwischen den Generationen in der einen Gemeinschaft *auch* auf einem „kulturellen Gefälle“? Entsprechen die spirituellen Angebote, die die Gruppe der einzelnen Mitschwester macht, deren Auftrag oder Verantwortung im Namen der ganzen Gemeinschaft? Gibt es eine Vermittlung theologischer Einsichten über das Noviziat oder Juniorat hinaus?³⁰ Kommt in dieser Hinsicht auch die frauliche Eigenart der Beteiligten hinreichend zu Wort? usf.

Insofern kann sich die Sorge um eine „Gemeinschaft bis ins Alter“ nicht nur auf das Generationenverhältnis in der einzelnen Gemeinschaft beschränken, sondern muß gleichzeitig auch deren alternde Lebenskultur mit einbeziehen.³¹

Und die älteren und alten Schwestern?

Der Gedanke an sie hat alle pastorale bzw. pastoraltheologische Überlegungen bis hierher begleitet. Ihnen gilt nun auch noch einmal das letzte Wort. Denn sie haben ermöglicht und getragen, worum sich alle Generationen heute sorgen. Insofern stehen ihnen gegenüber die eigene geistliche Gemeinschaft und mit ihr die ganze Kirche in der Pflicht. Das gilt in besonderer Weise für (uns) Priester und Seelsorger.³²

29 Sicherlich geht es dabei nicht um Theologie „im Kleinformat“, sondern um die Befähigung, wissend und kompetent über den persönlichen Glauben nachzusinnen – nicht nur zur eigenen Persönlichkeitsbildung, sondern auch des Glaubensgesprächs wegen.

30 Eine gezielte weitere Begleitung über diese Zeiten hinaus scheint dem Autor immer wichtiger zu werden; sie ist für ihn mit ein Teil jener Verbindlichkeit, die die Gemeinschaft der einzelnen Schwester gegenüber eingeht.

31 Persönliche Einsichten aus der Beratung bestätigen das immer wieder, nur können sie aus verständlichen Gründen in den seltensten Fällen öffentlich werden.

32 „Man“ kann nicht einerseits über Schwestern „verfügen“, sie in die persönliche Lebensplanung einschließen und sich andererseits um sie nicht mühen.

Gleichzeitig werden die Zuwendung zu den Älteren und der „Umgang“ mit den Alten zum Prüfstein dafür werden, wie ernst, verantwortungsvoll und liebenswürdig zugleich die *ganze* Kirche es mit denen meint, deren Versprechen sie entgegennimmt. Darauf schauen mit Sicherheit nicht nur die „unmittelbar Betroffenen“, hier die „Alten“ und „Hochbetagten“, sondern auch die „jungen Alten“, die „Jüngeren“ und die „Jungen“. Und die älteren und alten Mitschwestern (und Mitbrüder) *selbst*? Wie denken sie?

Eine kurze Begegnung aus der eigenen pastoralen Praxis kann darauf vielleicht abschließend eine Antwort geben:

Eine ältere Mitschwester wandte sich an mich und sagte: „Wissen Sie, ‚Hochwürden‘, so viele sorgen sich um mich und wollen mir gut sein. Aber noch niemand hat zu mir wie Jesus gesagt: Sag mir, was ich Dir tun soll! Ich kann mir noch helfen, ich kann noch sehen und bin eigentlich sehr froh, wenn auch das Gedächtnis immer deutlicher nachläßt. Mir fehlt eigentlich nur das eine. Aber das habe ich ja schon gesagt.“